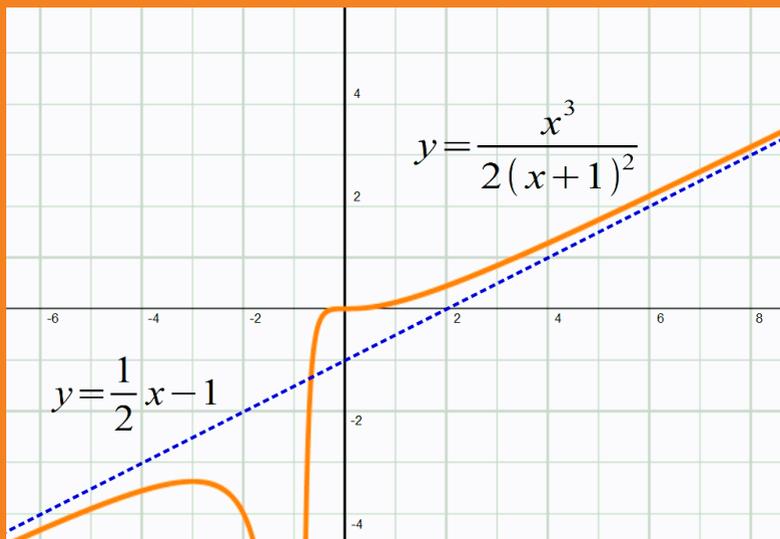


OST-WEST-EXPRESS.  
KULTUR UND ÜBERSETZUNG



## Literarische Übersetzung als Universum der Differenz

Mit einer analytischen Studie zu deutschen  
Übersetzungen des Romans *Oblomov* von  
I. A. Gončarov

Aleksey Tashinskiy

**T** Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Aleksey Tashinskiy  
Literarische Übersetzung als Universum der Differenz

Ost-West-Express. Kultur und Übersetzung,  
herausgegeben von Jekatherina Lebedewa  
und Gabriela Lehmann-Carli, Band 33

Aleksey Tashinskiy

# Literarische Übersetzung als Universum der Differenz

Mit einer analytischen Studie zu deutschen Übersetzungen  
des Romans *Oblomov* von I. A. Gončarov

**F**Frank & Timme  
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Die Abbildung zeigt den Graphen einer Funktion mit Asymptote. Um eine Asymptote als Metapher geht es im zweiten Teil dieses Buches im Kapitel „Bischitzkys Asymptote“.

ISBN 978-3-7329-0497-6

ISBN E-Book 978-3-7329-9502-8

ISSN 1865-5858

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur  
Berlin 2018. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,

Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

[www.frank-timme.de](http://www.frank-timme.de)

Zugl. Dissertation Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 2018

## Danksagung

Mein besonderer Dank gilt meinen beiden Betreuern Frau Prof. Birgit Menzel und Herrn Prof. Andreas F. Kelletat sowie Frau Dr. Annett Jubara – ohne die Möglichkeit zu offenem und regem Austausch mit ihnen über methodische, theoretische und disziplinpolitische Fragen wäre diese Arbeit nicht entstanden. Danken möchte ich außerdem noch Frau Prof. Dilek Dizdar, Frau Prof. Andrea Zink, Frau Dr. Julia Boguna, Theresa Heyer, André Haese, Frau Dr. Iris Bäcker und dem slavistischen Doktorandenkolloquium von Frau Prof. Birgit Menzel für deren Anregungen und Zuspruch. Schließlich gebührt ein herzlicher Dank meinen Eltern. Dem Andenken meines Vaters sei diese Arbeit gewidmet.



# Inhalt

EINLEITUNG .....	9
<b>I. LITERARISCHES ÜBERSETZEN – SYMPTOM, FUNKTION ODER FORM?</b>	
1. Vorüberlegungen: die ontologische Inkonsistenz der empirischen Wirklichkeit .....	17
2. Deskriptiv, aber nicht systemisch .....	28
3. Literatur zwischen Literarizität und „als Literatur gelten“ .....	48
4. Was tun, wenn „es nicht passt“, oder die Suspension des Sozialen .....	64
5. Der Nicht-Sinn, das Spiel des Signifikanten und das Plurale des Textes .....	87
6. Was bleibt? .....	102
<b>II. NEUÜBERSETZUNGEN UND DAS ORIGINALITÄTSDISPOSITIV</b>	
1. Das Originalitätsdispositiv .....	107
1.1. Was ist ein Dispositiv? .....	108
1.2. Entstehung und allgemeine Funktionsweise des Originalitätsdispositivs .....	111
1.3. Diskursive, habituelle und editorische Wirkungen des Originalitätsdispositivs im translatorischen Bereich .....	121
2. „Kometenschweif“, „Halbwertszeit“ und „Nähe“ – Semantisierung diachroner translatorischer Reihen .....	128
3. Zyklische, progressive und kumulativ-summarische Neuübersetzungsdiskurse als Rädchen im Getriebe des Originalitätsdispositivs .....	135
4. Bischofzys Asymptote .....	161
4.1. „Innere“ Kumulation .....	161
4.2. Strategischer Differenzwert... ..	168
4.3. ...und translatorische Differenzen jenseits davon .....	174

III. *OBLOMOW* – BETRACHTET DURCH DAS PRISMA  
TRANSLATORISCHER DIFFERENZ

1. Vorbemerkung .....	179
2. Gončarovs psychosemiologischer Raum .....	186
3. Subjektive Perspektivierung im fiktionalen Chronotopos .....	207
4. Temporale Verfilzungen im narrativen Gewebe .....	220
5. Die Semiologik und der supplementierte Signifikant .....	238
6. Die Wiederholung und das Ornamentale .....	262
SCHLUSSBETRACHTUNG:	
EIN DENKEN DER DIFFERENZ .....	287
Literaturverzeichnis .....	
Anhang: Deutsche <i>Obломow</i> -Editionen (Stand Februar 2017) ....	293
	317

# EINLEITUNG

Der höchste Gegenstand der Literatur ist, nach Lawrence: „Weggehen, weggehen, aufbrechen, [...] den Horizont überschreiten in ein anderes Leben. [...]“

(Deleuze/Parnet 1980: 45)

In ihrer Grundkonzeption unterscheidet sich diese Arbeit nicht von zahlreichen anderen Studien, in denen mehrere Übersetzungen eines Originals miteinander verglichen werden: Es werden acht deutsche Übersetzungen des russischen Romans *Oblomov* von Ivan Gončarov betrachtet, wobei der Schwerpunkt der Analysen auf die letzte Übersetzung des Romans, die 2012 erschienene „Neuübersetzung“ von Vera Bischitzky, gelegt wird. Das Studium solcher kontrastiver Arbeiten hat mich jedoch dazu veranlasst, vor dem eigentlichen Vergleich einige Aspekte der Thematik „literarisches Übersetzen“ über den bisherigen Stand der methodisch-theoretischen Reflexion hinaus kritisch „durchzugehen“. Was genau machte mich bei diesen Arbeiten unzufrieden und wie soll im Folgenden diesem Umstand begegnet werden?

Im Grunde geht es um das Verhältnis zwischen dem interdisziplinären Feld „Literaturwissenschaft“ und der im Vergleich dazu relativ jungen Disziplin Translationswissenschaft, deren vor allem institutionelle Emanzipation bzw. Abgrenzung erst in den 1970–1990er Jahren erfolgte und die bis heute damit beschäftigt ist, in ihrem noch nicht abgeschlossenen Konstitutionsprozess für sich Expertisebereiche abzustecken und ihren eigenen „translationswissenschaftlichen Gegenstand“ zu bestimmen.<sup>1</sup> In der Frühphase dieses

---

<sup>1</sup> Paradigmatisch für diese Verknüpfung zwischen Gegenstandsbestimmung und Konstitution als Disziplin steht die translationstheoretische Arbeit von Heller (2013), die – in ausdrücklichem Rückbezug auf Tourys Versuch, der Disziplin eine distinkte methodisch-theoretische Basis zu geben – den Begriff „Translation“ nach seiner genuin translationswissenschaftlichen Spezifität hin befragt und dabei kritisch bemängelt (sowie diese Bemänglung als argumentativen Ausgangspunkt nimmt), dass „statt innerhalb der eigenen Disziplin schon verfügbare Begrifflichkeiten weiterzuentwickeln, [...] Translationswissenschaftler immer häufiger vor allem in der Soziologie, der Kulturwissenschaft, der Literaturwissenschaft, der Ethnologie, der Diskursanalyse, in den Postcolonial Studies, den Gender Studies etc. nach gebrauchsfertigen Konzepten [suchen]“ (Heller 2013: 14, vgl. auch den Schluss, vor allem 289ff., wo die zusammenfassenden Ausführungen zur Gegenstandsbestimmung der Translation mit der wiederauf-

emanzipatorischen Strebens handelte es sich um die disziplinstituierende „Abnabelung“ von der Linguistik in den 1970er Jahren, heute lassen sich für den deutschsprachigen Raum gewisse Animositäten zwischen Vertretern der Translationswissenschaft und traditionellen Philologien feststellen, die sich von jeher mit dem Thema Übersetzen beschäftigt haben, aber – so der Eindruck innerhalb der ersteren – immer auf einem unzureichenden Reflexionsniveau. Dies trifft für bestimmte Aspekte sicherlich zu – z. B. für die oft anzutreffende, in der Tat unreflektierte Verabsolutierung des Originals und Vernachlässigung aller anderen Faktoren des translatorischen Prozesses. Andererseits führen diese Abgrenzungsbemühung und die reflektiert-kontrollierte Suche nach einem eigenen Gegenstand namens „Translation“, die an sich nicht verkehrt sind, dazu, dass woanders Einseitigkeiten und Totalitäten entstehen, die nicht gerade erlauben, die Mannigfaltigkeit der empirischen Phänomenalität auf nicht-reduktionistische Weise zu erfassen. Die für den literarischen Bereich interessantesten, aber auch am problematischsten erscheinenden Totalitäten, die ich kulturalistisches und funktionales Denken nennen möchte und deren kritische Analyse im Teil I erfolgen wird, sind vor allem in zwei Denktraditionen innerhalb der Translationswissenschaft anzutreffen, die, wie Heller feststellt, „bis heute wohl den nachhaltigsten Einfluss“ (Heller 2013: 18) auf die Entwicklung dieser Disziplin haben: Descriptive Translation Studies und die Skopostheorie bzw. der Funktionalismus. Mehr noch, dieser Einfluss ist umso höher zu veranschlagen, als er sich nicht nur auf direkte genealogische Verbindungen zu bestimmten Autoren oder programmatischen Texten beschränkt, sondern sozusagen als Denken ohne Eigentümer in vielfältigen Kontexten begegnet.<sup>2</sup>

Dabei möchte ich betonen, dass ich den radikal konstruktivistischen Gedanken, der theoretisch-methodisch reflektiert konstituierte Gegenstand gehe der Empirie voraus bzw. müsse ihr vorausgehen, nicht uneingeschränkt teilen kann. Denn wenn auch Bourdieu zuzustimmen ist, dass, wie er mit Verweis auf Nietzsche postuliert, „das Dogma der unbefleckten Erkenntnis“ (1974: 26) in einer kritischen Wissenschaft nichts zu suchen hat und dass man einen Bruch mit „einer an der puren Unmittelbarkeit fixierten Denk- und Wahrnehmungsweise“ (ebd.: 19) vollziehen muss, so setzt doch die wissenschaftliche Beschäftigung mit literarischen Texten und folglich auch literarischen Über-

---

genommenen Rhetorik der Identitätsfindung innerhalb der Disziplin unterfüttert werden.). Zur Selbstfindung als Disziplin vgl. auch die von Arrojo und Chesterman in der Zeitschrift *Target* angestoßene Debatte über einen methodisch-theoretischen „shared ground“ für das Fach (Arrojo / Chesterman 2000) sowie die einzelnen Fazite dazu (Chesterman 2002, Arrojo 2002).

<sup>2</sup> Wobei umgekehrt auch festzuhalten wäre, dass einzelne Autoren nicht darauf (also auf kulturalistisches oder funktionales Denken) reduziert werden können, auch wenn deren Namen mitunter als „Siglen“ für diese Denkartungen fungieren.

setzungen als *Lektüre* eine Art hermeneutisches „Anschmiegen“ voraus, das nicht ganz der Unmittelbarkeit ledig sein kann. Es ist die Eigenheit der Lektüre, sich nicht ganz kontrollieren zu können, möchte sie den Texten gerecht werden, da sie sich, nicht ohne erotischen Hauch, entlang der Linien bewegt, die konkrete Texte vorgeben und nicht der vorher konstituierte „Gegenstand“. Mit anderen Worten geht es darum, sich den „Gegenstand“ und die Vorgehensweise auch ein Stück weit von der unmittelbaren textuellen Empirie vorsagen zu lassen. Jedenfalls – um zu Einseitigkeiten im translationswissenschaftlichen Bereich zurückzukehren – stellt man *erstens* eine immer stärkere methodisch-theoretische wie weltanschauliche Soziologisierung der Translationswissenschaft fest, bisweilen unter dem Banner eines abermaligen „Turns“ (vgl. Angelelli 2014, innerhalb der Literary Translation Studies auch Merkle 2008). Allgegenwärtig ist die Rede von Translation als im weitesten Sinne „sozialem“ Phänomen. Es wird geschaut, inwiefern man im Translationsprozess den „Normen“ der „Zielkultur“ (nicht) entsprochen habe. Vor diesem Hintergrund geraten die soziologisch untersuchbaren Asymmetrien der Handelnden, ihr Ringen um die Durchsetzung von Interessen und Ideologien, ihr Aushandeln von Machtpositionen in den Mittelpunkt der Betrachtung. Diese Soziologisierung bewirkt unglücklicherweise eine Art „Herausrennen“ aus den Texten, d. h. Verabschiedung der Lektüre, einer, wie Langenohl in seiner Kritik an gerade in der Translationswissenschaft sehr populärem Bourdieu pointiert erinnert, *grundlegenden* Technik und Vorgehensweise in den Kulturwissenschaften (Langenohl 2011: 334).

*Zweitens* ist ein omnipräsenter Kulturalismus zu beobachten, der allenthalben von der „Zielkultur“ als *conditio sine qua non* der Translation spricht, ohne die essentialisierende Wirkung eines solchen Redens zu hinterfragen, wie die Auseinandersetzung mit Gideon Toury – einer der zentralen Gründungsgestalten der modernen Translationswissenschaft – im Teil I zu zeigen versucht.

*Drittens* gehört mittlerweile zur standardmäßigen Vorgehensweise in der Translationswissenschaft die (normative wie deskriptive) Benennung von Zwecken, Funktionen, Skopoi, Gelingensbedingungen der Translation – wohl nicht zuletzt bedingt durch den institutionellen Ort, an dem diese hauptsächlich betrieben wird: Ausbildungsstätten für Übersetzer und Dolmetscher. Doch schaut man sich die Debatten in der Literaturwissenschaft über deren Gegenstand „Literatur“ an, so offenbart sich die ganze Problematik der Anwendung des funktionalistischen Denkens auf literarische Übersetzungen.

Kurzum: Die Abgrenzungsbestrebungen und die emanzipative Bemühung um den Gegenstand „Translation“ über die Disparatheit des empirisch Vorfindlichen hinweg führen dazu, dass das literarische Übersetzen in direkte Nachbarschaft rückt zu anderen Translationsformen (wie etwa Fachübersetzen oder Konferenzdolmetschen), für deren Konzeptualisierung möglicherweise andere Vorannahmen über Struktur und Funktion des sprachlichen

Zeichens, den Mechanismus und den Sinn sprachlicher Kommunikation etc. geeigneter wären. Das Spezifische des literarischen Übersetzens, das sich im „anschließenden“ Kontakt zu diesem empirischen Gegenstand zeigt, verblasst angesichts der totalisierenden Wirkung der allgemeinen translationswissenschaftlichen Modelle, die mit dem übergreifenden Begriff „Translation“ und vor allem den Empirie-unspezifischen, d. h. prinzipiell gleichermaßen auf Urkundenübersetzen, Konferenzdolmetschen, Nachdichten usw. anzuwendenden Konzepten wie „Zielkultur“, „Norm“, „Funktion“ arbeiten. Man hat also die eine Totalität – „das heilige Original“ – hinterfragt bzw. zu hinterfragen versucht (in Teil II soll untersucht werden, ob die nach wie vor herrschende Dominanz des Originalitätsdenkens auch in manchen Bereichen der Translationswissenschaft, die sich mit literarischen Übersetzungen beschäftigen, beobachtet werden kann), dafür aber andere Totalitäten geschaffen, die, wie an einzelnen Beispielen gezeigt werden soll, das Mannigfaltige des Literarischen nicht zu fassen vermögen.

In der Tat zeigt sich im Bereich des literarischen Übersetzens die ganze Ambivalenz der vorherrschenden translationswissenschaftlichen Begrifflichkeit und der anthropologischen Vorannahmen, die dieser Begrifflichkeit zugrunde liegen. Denn dem Literarischen – dies manifestiert sich eben in der Lektüre und bildet die Hauptthese dieser Arbeit – eignet etwas zutiefst A-Soziales und A-Funktionales, ein Umstand, der das Vorhaben, ein umfassendes translationswissenschaftliches Modell zu entwickeln, besonders unter dem Vorzeichen der Vorstellung über Translation als „soziales“ Phänomen, an sich fragwürdig erscheinen lässt.<sup>3</sup> Die Literatur entzieht sich permanent, „flieht“, will nicht Teil des Ganzen werden – trotz der systemischen Bemühungen sie zu klassifizieren und in größeren Kontexten zu verorten. Dies zeigt sich allein schon an der innerhalb der Literaturwissenschaft bis heute geführten Diskussion über die Literarizität.<sup>4</sup> Die Literatur ist buchstäblich die Gogol'sche Nase, die sich „davon macht“, und zugleich die Schreibbewegung, die ihr folgt. Zwar kann sie gleichermaßen in Bezug auf ihre Produktion und Konsumption ein Stück weit in Kontexte eingebunden werden, insofern sie

---

<sup>3</sup> Chesterman resümiert in seinem Fazit der Debatte über „shared ground“ in der Translationswissenschaft, dass in der Mehrheit der nicht publizierten Reaktionen auf den Vorstoß, besonders unter jungen Vertretern der Disziplin, eine wie auch immer geartete „geteilte Grundlage“ als nicht notwendig erachtet wurde („research would be more exciting and productive if a hundred flowers were allowed to grow in joyful anarchy“), wohingegen in den in der Zeitschrift *veröffentlichten* Stellungnahmen (also von mehr oder weniger „gestandenen“ Kollegen mit entsprechendem Renommee) diese Haltung minoritär geblieben ist (Chesterman 2002: 143).

<sup>4</sup> Nachzuvollziehen etwa an der für *Eine kurze Einführung* recht komplexen Darstellung des Themas bei Culler (1997: 31ff.). Den größten Kontrast bilden dabei der systemtheoretische und der zeichentheoretische Ansatz, welchem die vorliegende Arbeit folgt.

funktionalisiert und instrumentalisiert wird, aber sie bleibt dennoch prinzipiell ein *Raum des Unwägbaren*, welches die Funktionalisierung und die Instrumentalisierung überschreitet. Dies prädestiniert sie wiederum zum gewissen A-sozial-Sein, insofern die Funktionalisierung und Instrumentalisierung immer mehr oder weniger regulierte, geordnete, gesellschaftlich zugelassene, von Gruppen abgestimmte, durch diachrones Spiel von positiven und negativen Sanktionen austarierte Konstellationen voraussetzen, in denen literarischen Texten zwar ein Platz zugewiesen wird, der aber nicht bzw. nicht wesentlich darüber bestimmt, was diese Texte darüber hinaus anschlussfähig macht für Individuen, also auch für Übersetzer. Dies hat im Wesentlichen damit zu tun, dass die Literatur ein *Raum der Form* ist, ein von der Mannigfaltigkeit der Form bestimmter Raum. Die genannten funktional-instrumentellen Konstellationen benötigen zwar immer *bestimmte* Formen (die Erziehung von Jugendlichen in der Schule funktioniert eher mit Hilfe der Lektüre von realistischen Erzählungen als durch hermetische Lyrik), aber das bedeutet nur, dass man an bestimmten ausgewählten Stellen von Texten „andockt“, die diese Formen beithalten, und andere unberücksichtigt lässt. Die Mannigfaltigkeit der Form – und diese Mannigfaltigkeit meint das unterschiedlich Gefaltete, die Falten der Form, die übereinander und ineinander gelegt sind, ohne wie ein Uhrmechanismus passgenau aufeinander abgestimmt zu sein, d. h. u. a.: das Inkommensurable, die Koexistenz von widersprüchlichen Formen, das Unabgeschlossen-fragmentarische, die permanente Unterwanderung von tradierten Wahrnehmungsmustern usw. – diese Mannigfaltigkeit der Form bleibt davon unberührt. D. h. die Literatur muss als ein *Raum der Immanenz* betrachtet werden, die nicht vollständig im Außertextuellen – als dessen Abbild, Symptom, Material – aufgelöst werden kann. Um diesen Raum der Immanenz zu benennen, spricht der russische Formalist Viktor Šklovskij von „inneren Gesetzen“ des Literarischen (1929: 5). Das Wort „Gesetz“ ist indessen wenig dafür geeignet, da sich die Literatur permanent wandelt, sich selbst permanent nach ihrem Wesen fragt, in Frage stellt und in dieser Selbstbefragung die Möglichkeit ihres Andersseins erzeugt. Worauf Šklovskij eher zu rekurrieren scheint, ist die Regelmäßigkeit, die Stabilität der Form, die natürlich nie ohne das Instabile auskommt, von diesem immer begleitet wird. In seiner Analyse des *Tristram Shandy* macht Šklovskij auf ein Charakteristikum aufmerksam, welches sich bei Sterne zwar am radikalsten („revolutionärsten“) manifestiert, aber auf die Literatur insgesamt angewandt werden kann, insbesondere nach dessen Befreiung aus den rhetorischen Zwängen und höfisch-kultischen Kontexten der Vormoderne: „Die Formen des Sterne’schen Romans sind Verschiebung und Verletzung gewöhnlicher Formen“ (ebd.: 188, Übers. d. A. T.). Knotenpunkte solcher Verschiebungen und Verletzungen lassen sich immer im Raum des literarischen Textes finden. Zu dessen „Funktionieren“ gehört, dass es in ihm immer wieder „hapert“.

Für diesen Raum der Immanenz hat die Philologie/Literaturwissenschaft im Laufe ihrer Existenz ein reichhaltiges Instrumentarium entwickelt, etwa die Erzähltextanalyse. Was sie jedoch – zumindest diejenigen ihrer Teile, die sich mit dem literarischen Übersetzen beschäftigen – nicht zu vermögen scheint, obwohl sie dafür theoretische (Poststrukturalismus) und vor allem historische Expertise hätte, ist die Überwindung des original- und autorzentrierten Denkens, die Einsicht in die historische Kontingenz der Konzepte „Autor“ und „Original“.<sup>5</sup> Aber nicht nur die Originalzentriertheit der Literaturwissenschaft gehört kritisch hervorgehoben. Trotz der Rolle, die translatorische Prozesse in der Konstitution der einzelnen Nationalliteraturen (bzw. in deren Dekonstruktion) spielen, muss mit Delabastita festgehalten werden, dass aus historisch kontingenten Gründen, auf die im Teil II der Arbeit ausführlich eingegangen wird, „translation has on the whole remained a much neglected area within Literary Studies“ (Delabastita 2010: URL):

This emphasis on authorship and originality may be attributed to the literary norms of the day (romantic poetic theory) or to the period's philosophical concepts (individualism, positivism), social-political tendencies (liberalism) or economic realities (the commodification of art), or indeed to a combination of all these, but it definitely added to a negative general perception of translation as a derivative and hence inferior form of text production. (ebd.)

Die Sensibilität, die das translationswissenschaftliche Denken den sog. sekundären/derivativen Texten entgegenbringt, könnte für diese Überwindung der Autor- und Originalzentriertheit eine sinnvolle Stütze sein, aber auch dazu dienen, neue Perspektiven auf die Literaturgeschichte zu eröffnen, in der translatorische Prozesse wie auch deren Ergebnisse bis heute viel zu wenig und meist nur im Bereich der absoluten „Höhenkammliteratur“ (Stichwort: Shakespeare auf Deutsch) Berücksichtigung finden konnten. Daher ist Dizdar zuzustimmen, wenn sie dafür plädiert, dass die Translationswissenschaft u. a. zur Literaturwissenschaft neue Beziehungen aufbauen sollte (2006: 275).

Im Namen eines Deskriptivismus, der dem empirischen Gegenstand „literarisches Übersetzen“ angemessen sein soll, versuche ich daher in Teil I der Arbeit zunächst die für die gegenwärtige Translationswissenschaft prägenden Konzeptionen zu dekonstruieren, indem ich deren kulturalistische und funktionalistische Präkonstrukte aus zeichentheoretischer Perspektive freilege, sofern mir diese in Bezug auf das literarische Übersetzen reduktionistisch erscheinen. So wird quasi das Feld geräumt, auf dem man sich dem literarischen Übersetzen als einem Raum der Immanenz, der Form und des Unwägbaran widmen kann. Dies versuche ich, indem ich das psychoanalytisch-poststrukturalistische Zeichen- und Kommunikationsverständnis einsetze, welches im

---

<sup>5</sup> Exemplarisch zu nennen wären hier für die letzten hundert Jahre: Fränzel (1914), Levý (1969), Apel (1983), Greiner (2004).

Wesentlichen auf Jacques Lacan zurückgeht. Es scheint dem prinzipiell A-Sozialen und A-Funktionalen von Literatur angemessener oder besser gesagt: isomorpher. Die Zeichenauffassung des französischen Psychoanalytikers ist zum einen selbst geprägt durch die Arbeit mit der „A-Sozialität“ eines Analysanden, insofern dieser in Konflikt gerät mit der ihn umgebenden Gesellschaft, an ihr leidet, mit ihr nicht klarkommt, sich nicht einfügt. Und zum anderen geht die Psychoanalyse auf der Grundlage von Produktionen des Analysanden vor, die sinnlos erscheinen, aus den gängigen Sinnschemata herausfallen (Träume, Symptome usw.) und denen nachträglich, im Laufe der psychoanalytischen Arbeit ihre Signifikanz für die je individuelle Geschichte des Analysanden verliehen wird. Kann das Verhältnis Original–Translator nicht auch in Analogie zum analytischen Setting konzeptualisiert werden? Der Übersetzer begegnet ja dem literarischen Text als einer mannigfaltigen Ansammlung von Formen, die nicht einfach einen stabilen, objektiv vorliegenden Sinn haben. Lässt sich dann das Translat nicht auch als Ergebnis der Suche nach Signifikanz in dieser Mannigfaltigkeit, als Versuch, mit ihr „klarzukommen“, lesen, nicht im Sinne einer vom Original vorgegebenen „Problemlösung“ mit Hilfe von Übersetzungsstrategien, sondern als das unvermeidlich sich Ereignende in der Begegnung mit einem literarischen Text?

Im II. Teil der Studie wird es um den historischen Hintergrund gehen, vor dem oder besser gesagt *hinter* dem Übersetzungen entstehen. Gemeint ist das moderne Denken der Originalität, welches in seiner historischen Kontingenz ebenfalls dekonstruiert werden muss: einerseits als etwas, das dazu führt, dass die Mannigfaltigkeit translatorischer Formen einseitig auf die „Bewahrung“ des „heiligen“ Originals hin befragt wird, und andererseits als etwas, das translatorische Diskurse, Translate und Akteure der Translation nach wie vor prägt und als solch prägender Faktor beschrieben werden muss. Besonders deutlich wird diese Prägung in den aktuellen Diskursen über sog. „Neuübersetzungen“, wobei die Translationswissenschaft in diese Diskurse ebenfalls involviert ist. D. h. es geht darum, sowohl eine reflexive Distanz zum Originalitätsdenken einzunehmen als auch dessen Auswirkungen im literarischen Feld festzuhalten. Letzteres ist notwendig, um nachzuvollziehen, warum und auf welche Weise ein Teil der translatorischen Empirie so ist wie er ist: original- und autorzentriert. Das erstere – um translatorische Differenzen *jenseits* dieser Zentrierung zu sehen und zu würdigen.

Teil III der Arbeit geht schließlich der Frage nach, wo im mannigfaltigen Wirrwarr des Ausgangstextes die *Oblomov*-Übersetzer „andocken“, was sie explizit und implizit für signifikant halten und welche je individuellen translatorischen Differenzen dabei entstehen. Ausgehend von der Kritik an der kulturellen und funktionalen Verortung von Literatur wird im Teil III textimmanent vorgegangen. D. h. ich frage nun am Rande danach, ob die beobachteten translatorischen Formen Ausdruck der jeweils vorherrschenden translatorischen

schen oder sonstigen „Normen“ seien oder auf irgendwelche Interessen oder Machtasymmetrien zurückzuführen sind. Darüber wissen wir noch viel zu wenig, denn die Erforschung der Kulturgeschichte des Übersetzens steht erst am Anfang. Auch suche ich nicht nach dem Warum dieser Formen in werk-biographischen Umständen des jeweiligen Übersetzers, denn dies wären eigene Studien, mit einem anderen methodisch-theoretischen Zuschnitt und anderen Textkorpora. Auch muss einem möglichen Missverständnis vorgebeugt werden: Translate werden nicht psychoanalysiert, die Übersetzer nicht auf die Couch gelegt, sondern es wird darum gehen, auf dem textimmanenten Wege der Entfaltung translatorischer Differenzen, die als Ausdruck und Ergebnis der Auseinandersetzung des Translators mit dem Original-Signifikanten verstanden werden, „Profile“ der jeweiligen Übersetzungen nachzuzeichnen.

# I. LITERARISCHES ÜBERSETZEN – SYMPTOM, FUNKTION ODER FORM?

Die Theoriebildung muss selbstreflexiv und provisorisch werden; sie darf sich nicht davor scheuen, einen sperrigen, kontroversen und experimentellen Charakter anzunehmen, und muss im Vergleich zu der Translationswissenschaft von früher ihre Augen mehr für den Ideenreichtum aus Nachbardisziplinen öffnen.

(Hermans 2009: 123)

## 1. Vorüberlegungen: die ontologische Inkonsistenz der empirischen Wirklichkeit

Die vorliegende literatur- und translationswissenschaftliche Studie ist ihrem Selbstverständnis nach der Idee des Deskriptivismus verpflichtet. Sie möchte keine Urteile über einen möglichen Soll-Zustand empirischer Gegebenheiten abgeben, präskriptive oder normative Übersetzungskritik im geläufigen Sinne üben, sich also zu Feststellungen durchringen darüber, welche Übersetzung „besser“ sei oder „gelungener“ als andere, besser oder schlechter ihren vom Textproduzenten intendierten bzw. vom Textrezipienten erwarteten Skopos erreiche und unter gegebenen Umständen gut oder weniger gut funktioniere. Sie ist vielmehr bestrebt, deskriptiv die Mannigfaltigkeit des Phänomenalen zu durchdringen, und zwar ohne dem Beschriebenen einen vorhandenen oder potentiellen Mangel zu attestieren, d. h. die Differenz zwischen dem, was es ist, und dem, was es hätte sein sollen/können, in Anschlag zu bringen und erjagen zu wollen.

Zwangsläufig stellt sich im Zusammenhang mit einem solchen Vorhaben – „facts of real life“ (Tourey 2012: XI) zu beschreiben – die Frage nach dem Verhältnis zwischen der ontologischen Verankerung der Wirklichkeit und dem Wissen, in dem die Fakten dieser Wirklichkeit festgehalten werden sollen, die Frage also nach dem Verhältnis zwischen Ontologie und Epistemologie. Wenn unter Ontologie eine Struktur bzw. eine Strukturierung der Wirklichkeit, also dessen, was ist, verstanden wird, so benötigt man als Wissenschaftler ein epistemogenes Modell, welches erlaubt, diese Struktur zu erfassen.

sen, sie ins Wissen zu überführen. Doch bleibt weiterhin zu klären, ob das deskriptive Wissen die Struktur des Seins „nur“ abbildet oder ob diese Struktur ihren Ursprung vielmehr in epistemogenen Modellen hat, die dieses Wissen zu generieren erlauben.

Würde man dem ersten Pol den Vorzug geben, so wäre man gezwungen, ein Modell zu entwerfen/zu benutzen, welches wirklich nur „abbildet“, in der Repräsentation nur repräsentiert, was die Gefahr eines naiven Empirismus birgt, der seine Perspektive auf die Wirklichkeit für vollkommen transparent hält. Der zweite Pol läuft aber, auf die Spitze getrieben, auf einen radikalen Konstruktivismus hinaus, der dialektischerweise mit seinem Gegenteil, einem naiven Realismus zusammenfällt, mit der Vorstellung, es laue hinter den Konstruktionen die vom Wissen „unbefleckte“ eigentliche Realität (was allerlei Aktivismen zutage fördert, die sich anschicken, diese Realität aus ihrem bisherigen Schattendasein zu „befreien“).

Anstatt die Annäherung an „translatorische Tatsachen“ entweder aus einer rein empiristischen oder rein konstruktivistischen Perspektive anzugehen, möchte ich versuchen, „in der Mitte anzufangen“ (Deleuze/Guattari), indem ich das Wissen nicht einfach als Reduplizierung des Seins in der Repräsentation, sondern als Teil des Seins begreife, jedoch nicht als eine Art Subsystem des letzteren, sondern als auf ambivalente Art und Weise mit ihm verwoben, insofern das Wissen als Teil des Seins Anspruch erhebt, das ganze Sein abzudecken. D. h., dass das Sein als „an sich“ inkonsistent betrachtet wird, als vom Wissen „umkämpft“ und im Werden des Wissens begriffen, von Ontologisierung- und Deontologisierungslinien durchzogen.

Dies impliziert, dass der ontologische Status einer jeden Entität (und im hier interessierenden Zusammenhang wären dies vor allem: Werk, Ziel- und Ausganskultur, Norm, Funktion, Zweck, Leser, Geschmack, Original) oder Eigenschaft (treu, gelungen, wirkungsadäquat, kunstvoll etc.) grundsätzlich in den Zustand von „Fuzzyness“ versetzt wird, mit unterschiedlichen Festigkeitsgraden, wobei je globaler und umfassender sich eine Entität gibt, desto unsicherer ihr ontologischer Status gesetzt wird: Eine rein grammatische Form, die durchgehend im Text eines Romans vorkommt, ist eine Tatsache, über die Zweifel anzustellen eine Leerlauf-Reflexion erzeugen würde; dagegen ist als ontologisierende Zuschreibung zu werten, wenn derselbe Roman im epitextuellen Raum als „Bild der russischen Wirklichkeit“ präsentiert wird.

Hiermit wären wir bei der basalen Unterscheidung angelangt, die der vorliegenden Studie zugrunde liegt und gewissermaßen ihr minimales Meta-Modell bildet, insofern sie erlaubt, in der aus der Verflechtung von Wissen und Sein resultierenden ontologischen Inkonsistenz einen ersten Verankerungspunkt für weitere Überlegungen zu fixieren, die in den nächsten Kapiteln entfaltet werden. In Anlehnung an Deleuze/Guattaris Theorie der Mannigfaltigkeiten, die sie in *Tausend Plateaus* entwarfen, möchte ich von der Dichotomie

„Körper(-Mischung)“ vs. „unkörperliche Transformation“ ausgehen (Deleuze/Guattari 1992: 113ff.). Ein Text, eine Übersetzung ist zunächst ein Körper, eine Sache mit der ihr eigenen Immanenz, aber auch ein Körper, mit dem „man“ etwas anstellt, mit dem man immer schon etwas angestellt haben wird. Diesem Körper kann z. B. vorgeworfen werden, untreu zu sein. Die beiden Entitäten „Text“ und „(Un-)Treue“ stehen zueinander in einem Verhältnis wie ein Körper zu einer unkörperlichen Transformation, die ihm „geschieht“. Wenn man zu dem oben erwähnten Beispiel mit der in einer Übersetzung häufig vorkommenden grammatischen Form zurückkehrt: Die grammatische Form ist im Verhältnis zu Aussagen über die „Treue“ oder „Untreue“ etwas rein Körperliches, zu dem das unkörperliche Attribut „treu“/„untreu“ hinzukommen kann. Die performative Wirkung des Vorwurfs besteht darin, den Text-Körper in einen schuldigen, mangelhaften zu „verwandeln“, und zwar auf unkörperliche Art und Weise, da die Körper-Substanz zunächst nicht direkt affiziert oder verändert wird. Dieser basalen abstrakten Unterscheidung entspricht die Unterscheidung zwischen zwei Arten von Ereignissen: Ich kann Körper direkt verändern, indem ich sie miteinander mische; so kann ich z. B. dem Text-Körper einer Übersetzung den Text-Körper eines Nachworts oder eines Anmerkungsapparats „beimengen“, sie auf spezifische Art und Weise materiell und räumlich miteinander „vernähen“ (und die Körperlichkeit einer Anmerkung, die im „Haupttext“ eine sichtbare „Narbe“ in Form einer hochgestellten Zahl hinterlässt, ist eine andere als die einer Anmerkung, die mit dem Haupttext nur unidirektional verbunden ist, ohne sichtbare Spuren im „Haupttext“, s. Abschnitt 4.1. im Teil II dieser Arbeit). Oder ich kann den Text-Körper kürzen, „beschneiden“, „verbessern“. Dies wären direkte Eingriffe auf der Ebene der Körper-Substanz, mit Deleuze/Guattari: Ereignisse der Körper-Mischung. Aber was im Nachwort über den Text-Körper der Übersetzung (oder Text-Körper anderer Übersetzungen) *ausgesagt* wird, in welche Kontexte er durch diese Aussagen einbezogen wird, als Teil von welchem übertextuellen Ganzen er anfängt zu funktionieren, ist das Ereignis einer unkörperlichen Transformation: Die Aussagen verwandeln diesen Körper z. B. in einen um Treue zum Original bemühten oder im Gegenteil in einen diese Treue fahrlässig missachtenden Körper, versetzen ihn in den Kontext „der russischen Literaturgeschichte“ oder den Kontext „der russischen Wirklichkeit“.

Beschneidungsanalogie: Indem ich einen männlichen Körper beschneide, greife ich direkt auf der Ebene des Körperlichen ein. Aber der Akt der Beschneidung kann den Bund mit Gott stiften und dem Körper die Seele eines potentiell Sündigen verpassen, der den Vertrag mit dem Gott verletzen kann, wenn er die Gebote nicht einhält. Beide Ereignisse liegen auf zwei verschiedenen Ebenen, können aber zusammengehen. Eine Beschneidung kann aus kosmetischen Überlegungen heraus erfolgen, routinemäßig, ohne dass ein

Bund mit dem Gott entsteht. Aber eine Bund-Stiftung qua Beschneidung kann auch ganz unkörperlich erfolgen, durch das Wort, d. h. „im Geiste“, „innerlich“, wie bei Paulus (Röm. 2, 28–29), ohne dass sich der Körper „sichtbar am Fleisch“ verändern würde. Ein anderes Beispiel, aus Deleuze/Guattari:

Brot essen und Wein trinken sind Vermischungen von Körpern; auch mit Christus kommunizieren ist eine Vermischung von eigentlich geistigen, aber ebenso „realen“ Körpern. Aber die Verwandlung des Körpers von Brot und Wein in den Leib und das Blut von Christus ist der reine Ausdruck der Aussage, die zu den Körpern hinzukommt. (Deleuze/Guattari 1992: 114)

Beide Elemente der Dichotomie – der immanente Körper und die unkörperliche Transformation, also das, was mit ihm „angestellt“ wird, das, worauf hin er transzendiert wird – sind eher als zwei abstrakte Pole im *relationalen* ontologischen „Geschehen“ zu betrachten, zwischen denen ein Verhältnis wechselseitiger Affektion und Durchdringung besteht. Der ontologische Status von Entitäten und Eigenschaften oszilliert nicht nur zwischen diesen zwei Polen, sondern ist auch davon abhängig, zu welchen anderen konkreten Entitäten sie entlang dieser Dichotomie in Beziehung treten: Die einen Entitäten stellen im Verhältnis zu anderen Entitäten Körper dar, insofern die letzteren jene ersten unkörperlich transformieren, können aber auch selbst in Bezug auf wiederum andere Entitäten Ausdruck unkörperlicher Transformation sein. Etwas „mystifizierend“ kann man daher sagen, dass manche Dinge „weniger“ existieren im Vergleich zu anderen, Schatten der letzteren sind. So kann man im ersten Schritt z. B. sagen, dass ein Buch-Exemplar „mehr“ existiert als ein Text, der darin abgedruckt ist. Wiederum besitzt dieser Text eine größere ontologische Festigkeit als das „Werk“, das darin materialisiert wird, aber die „Wirkung“ dieses Werkes ist noch weniger existent, als das Werk. Denn das Buch kann jeder in die Hand nehmen, den Text dagegen nicht, da der Text quasi jenseits der Materialität des Buches liegt, in dem es seine Verkörperung findet: Er lässt sich als Zeichenabfolge kopieren und in anderer materieller Form aufbewahren, z. B. in elektronischer Form. Während aber der Kopiervorgang die mehr oder weniger simple Existenz des Textes vor Augen führt, bleibt das Werk eine schattenhafte Existenz, die nur jenseits des Textes, zwischen seinen Zeilen, durch das lesende Subjekt „gesehen“ werden kann. Am Kopiervorgang ist zwar auch ein Subjekt beteiligt, aber es hat darin – abgesehen von Fällen einer aktiv-bewussten oder versehentlichen Abänderung der Zeichenfolge – nur einen passiven, weil unspezifischen Anteil, während das Werk nur im aktiven Sprechen *über diesen* Text „aufscheint“. <sup>6</sup> Gewissermaßen „scheint“ das Werk als unkörperliche Transformation *über dem* Text-Körper „auf“. Was aber die „Wirkung“ angeht, so ist deren Existenzgrad noch gerin-

---

<sup>6</sup> Vergleichbar der Dichotomie Text vs. Textem von Vermeer (Vermeer 1996: 36).

ger anzusetzen als der des Werkes. Denn von ein und demselben Werk kann in Bezug auf ein Korpus gesprochen werden, das sich aus verschiedenen Texten zusammensetzt. So ist es z. B. eine gängige Praxis in der Editionsphilologie, verschiedene Texte – Manuskripte, autorisierte Ausgaben usw. – zu einem Korpus als Materialisierungen *eines* Werkes zusammenzufassen, um dies letztere aus dem Korpus quasi zu extrahieren (und in vielen Fällen erscheint es auch unproblematisch, von ein und demselben Werk im Hinblick auf das Original *und* die Übersetzung zu sprechen). Aber die Existenz eines Werkes, die im Sprechen über das Werk zum Ausdruck kommt, etwa wenn von der Figurenkonstellation die Rede ist, ist keine Garantie dafür, dass dieses Werk auf das es lesende Subjekt auf die eine einheitliche Weise „wirkt“. Im Gegenteil ist es üblich, die Verschiedenheit der Wirkungen eines Werkes auf verschiedene Subjekte hervorzuheben, so, als sei die Wirkung eher das, was vom Subjekt kommt, als dessen hermeneutische Zugabe, die das Werk in einen unkörperlichen Eindruck transformiert. Denn die verschiedenen lesenden Subjekte werden sich zwar darüber einig sein, dass etwa der Roman *Oblomov*<sup>7</sup> drei Hauptprotagonisten – Oblomov, Ol’ga und Štol’c – hat, aber sie werden sich in ihrem jeweiligen Eindruck von den letzteren unterscheiden: Die einen werden von Oblomov als einem Faulpelz sprechen, die anderen als einem Zen-Meister, der die Eitelkeit der Welt durchschaut hat; die einen den Roman „ethnographierend“ lesen, als Bericht über Zustände im zaristischen Russland des 19. Jahrhunderts, die anderen psychologisch oder psychoanalytisch, als meisterhafte Beschreibung eines Falls ödipaler „Fehlentwicklung“.<sup>8</sup> D. h. in Bezug auf den Text ist das Werk Ausdruck einer unkörperlichen Transformation, dasjenige, was im Reden über den ersteren aufscheint, bildet

<sup>7</sup> Je nach Bedeutung wird entweder die transliterierte Form des Romantitels *Oblomov* oder die im Deutschen übliche transkribierte Form *Oblomow* benutzt. Die letztere Variante meint einen konkreten deutschen Text/deutsche Ausgabe des Romans bzw. das Korpus der deutschsprachigen Fassungen; sie wird also verwendet, wenn es darum geht, das Spezifische dieses Textes/dieser Texte zu betonen. Die erstere Variante wird dagegen eingesetzt, wenn auf das russische Original verwiesen wird oder aber auf die abstraktere, in Relation zu konkreten Texten „unkörperliche“ Entität „das Werk *Oblomov*“ bzw. „der Roman *Oblomov*“, sofern es sinnvoll erscheint auf diese Entität zu rekurrieren, die das übereinzelsprachliche Korpus von verschiedenen *Oblomov*- Fassungen (einschließlich *Oblomow*- Fassungen) einschließt bzw. dieses transzendiert. Freilich kann wie gesagt nur in Bezug auf bestimmte Aspekte von einem Werk *Oblomov* „an sich“ gesprochen werden. In allen übrigen Fällen muss dagegen das je Spezifische des konkreten Textes – ob deutsch oder russisch – zur Geltung gebracht werden. Mit anderen Worten ist es in manchen Fällen sinnvoll eine Identität zu unterstellen, in anderen von einer Differenz auszugehen. Das gleiche gilt auch für die Schreibung der Namen der Protagonisten.

<sup>8</sup> Vgl. zur unterschiedlichen Rezeption des *Oblomov* in Deutschland Schümann (2005); zu verschiedenen psychoanalytischen Lektüren des Romans s. Tashinskiy (2018).

aber den Körper – eine „feste“ Bezugsgröße – für all die Lektüre-Wirkungen, die sich an ihm „entzünden“. Man kann also von einer ontologischen Vielschichtigkeit sprechen. „*Oblomov* wurde ins Deutsche acht Mal übersetzt und erfreut sich nach wie vor großer Popularität sowohl in Russland als auch in Deutschland“ ist eine Aussage, die distinkte heterolinguale Text-Körper impliziert, über denen aber das eine Werk „*Oblomov*“ evoziert wird. „Der Roman hat mir gefallen“, „Mir aber nicht“ sind Aussagen, die den Körper des Werkes voraussetzen.

Hinzu kommt, dass unkörperliche Transformationen und Körper miteinander wie zwei Seiten des Möbius-Bandes verbunden bleiben, insofern Körperliches in Unkörperliches übergeht und umgekehrt. Die Evokation eines Werkes über dem Text-Körper, die Transformation dieses Textes in ein Werk erfordern den Text-Körper eines Kommentars. Aber auch in umgekehrter Richtung „fließt“ die Ontologisierung: Obwohl das Werk „weniger“ existent ist als ein Text oder ein Buch, kann in erster Linie das Sprechen über das *Werk* (etwa in einer literaturgeschichtlichen Abhandlung: „der Höhepunkt im Schaffen Gončarovs“), nicht über das Buch („schöne Dünndruckausgabe“) oder den Text („der Text des Romans besteht aus vier Teilen“) z. B. dazu führen, dass davon mehr Exemplare gedruckt und verkauft werden (d. h. eine Körper-Vermehrung stattfindet), und auch dazu, dass von diesem Werk verschiedene Text-Fassungen entstehen (etwa neue Übersetzungen).

Man kann also sagen, dass Entitäten, die man in der phänomenalen Mannigfaltigkeit unterschieden findet, in ihrer gegenseitigen Bedingtheit einen je unterschiedlichen ontologischen Status aufweisen können, und dass die weniger „festen“ Entitäten (Werk, oder auch Original, Kultur usw.), die laut dem gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Konsens als essentialistische Setzungen „dekonstruiert“ werden müssten, gewissermaßen „zurückfließen“ können in die „darunter“ liegenden „festeren“ Seinsschichten (Buch, Text), insofern sie darin Spuren, Wirkungen und Einflüsse hinterlassen, unmittelbare unkörperliche Transformationen bedeuten oder zeitversetzte Körper-Mischungen induzieren. Ein Beispiel zur Verdeutlichung des Gedankens: Zwar sind solche Entitäten wie Nation, Volk, Rasse als essentialisierende Konstrukte auszuweisen, als gewissermaßen schattenhafte „Großgebilde“ (A. Assmann 2008: 13), die immer aus einem partikularen „festeren“ Körper hervorgehen (z. B. im Falle der europäischen Nationalismen des 19. Jahrhunderts aus den Texten von Intellektuellen und den dadurch angeregten Institutionalisierungsprozessen). Dennoch wirkt die Festigkeit der Grenzziehung, die diese Entitäten voraussetzen, immer auf den mannigfaltigen und heterogenen gesellschaftlichen Körper zurück, oder besser gesagt „ergießt sich“ darüber, auch in Form von Blut, das als Ausdruck genommen werden muss für Exklusions- und Inklusionsprozesse, die durch die Setzung des Nationalen initiiert, an dieser Grenze ablaufen. Einen Intellektuellen, der die Idee der Nation durch seine

Schriften mitkonstituiert, kann man einsperren, „dingfest“ machen, aber dadurch wird die Idee an sich nicht beseitigt; sie wird womöglich noch größere Wirkungen entfalten können.

Auch wenn das Wort „Körper“ hier wie bei Deleuze/Guattari in einem ganz allgemeinen Sinne benutzt wird, ist die Analogie zum menschlichen Körper keine rein akzidentielle und impliziert eine Art „Zurichten“ dieses Körpers durch Akte unkörperlicher Transformation. Man denke an die Passage in Michel Foucaults *Übermachten und Strafen* mit der berühmten lakonischen Formulierung „Die Seele: Gefängnis des Körpers“ (Foucault 1976: 733):

Man sage nicht, die Seele sei eine Illusion oder ein ideologischer Begriff. Sie existiert, sie hat eine Wirklichkeit, sie wird ständig produziert – um den Körper, am Körper, im Körper – durch Machtausübung an jenen, die man bestraft, und in einem allgemeineren Sinn an jenen, die man überwacht, dressiert und korrigiert, an den Wahnsinnigen, den Kindern, den Schülern, den Kolonisierten, an denen, die man an einen Produktionsapparat bindet und ein Leben lang kontrolliert. (Ebd.: 732)

Während Platons Aussage „Der Leib ist das Gefängnis der Seele“ eine rein metaphysische Entität „Seele“ postuliert, die dem Bereich des höherwertigen, hierarchisch übergeordneten, „eigentlichen“ Seins zugehört, beschreibt Foucault in der scheinbar aporetischen Umkehrung des Spruchs auf präzise Art die Verflechtung zwischen Sein und Wissen, ohne dass eines von beidem einen ontologischen Vorrang bekäme. Der Körper wird in die Seele eingeschlossen, wenn diese jenem im Wissen „verpasst“ wird, indem er in vielfältigen Diskursen über die Seele unkörperlichen Transformationen unterzogen wird. Er wird z. B. diskursiviert als etwas zu zähmendes, als Hort von Trieben, als etwas Niederes, Intransparentes, welches durch die Kraft der Innenschau durchdrungen werden soll etc. Das Unkörperliche existiert insofern, als es im Wissen produziert und institutionalisiert wird und sich über den Körper, den es voraussetzt, ausbreitet, auch wenn es auf der Ebene des rein Körperlichen – d. h. aus der Perspektive des anfangs angesprochenen naiven Empirismus – nicht „nachweisbar“ ist und daher als etwas Metaphysisches erscheinen muss. Vielleicht ist es eher mit dem Ausdruck „paraphysisch“ zu beschreiben, insofern es „hinzukommt“, ohne mit dem Körperlichen eine homogene oder homologe Menge zu bilden.

Die eingangs gestellte Frage aufgreifend, ob das deskriptive Wissen das Sein „nur“ abbildet oder ob die Struktur dieses Seins ihren Ursprung vielmehr in epistemogenen Modellen hat, die dieses Wissen zu generieren erlauben, möchte ich sie vor dem Hintergrund des Meta-Modells der ontologischen Inkonsistenz auf die in der Translationswissenschaft vorhandenen Beschreibungsmodelle anwenden, um ontologisierende Präkonstruktionen und „harte“ Axiomatiken freizulegen, die diesen Modellen zugrunde liegen und über

den sicheren ontologischen Status dieser oder jener Entität oder Eigenschaft entscheiden. Das Ziel ist dabei nicht einfach nur, diese „harten“ Axiomaten zu „dekonstruieren“, sondern eher quer zu ihnen die Ebene der Immanenz, des Text-Körpers der literarischen Übersetzung aufscheinen zu lassen, über dem die ersteren ihren Produktionsprozess entfalten.

Die Analyse/Kritik wird sich dabei im Wesentlichen auf einer *synchron-systematischen* und auf einer *historischen* Ebene bewegen, die jedoch zusammenhängen und nur heuristisch voneinander getrennt werden. In den nachfolgenden Kapiteln werden die zentralen systemischen Präkonstruktionen wie „(Ziel-)Kultur“ und „Funktion“ analysiert, die Tourys Modell der Descriptive Translation Studies (DTS) sowie der funktionalistischen Betrachtung literarischer Übersetzungen zugrunde liegen – den beiden für die Entwicklung der (westlichen) Translationswissenschaft, wie mir scheint, grundlegenden Modellen. Von Ansätzen oder besser Theoriefeldern, die die translatorische Tätigkeit und vor allem deren Produkte *im Allgemeinen* zu beschreiben und zu erklären suchen – also nicht auf spezifischere Themen wie etwa Gender, (post)koloniale Verhältnisse usw. bezogen – sind diese zwei als am prägendsten einzustufen.

Es lässt sich z. B. kaum eine empirische Studie zum Literarischen Übersetzen finden (einschließlich derer, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit analysiert bzw. gesichtet wurden), die – sofern sie nicht das reine Originalitäts- und/oder Äquivalenzdenken reproduziert – nicht von der zielkulturellen Normgebundenheit des translatorischen Verhaltens und der historischen Situiertheit von Translaten in soziokulturellen Kontexten sprechen würde. Auf Tourys grundlegende Rolle nicht nur für die Disziplin als ganze, sondern vor allem für die Beschäftigung mit dem literarischen Übersetzen verweist allein schon die prominente Platzierung einer Zusammenfassung seines Modells als programmatischer Eröffnungsaufsatz im für die Konstituierung der Disziplin in den 1980er Jahren grundlegenden Sammelband von Theo Hermans *The Manipulation of Literature. Studies in Literary Translation* (1985), den Delabastita in seinem *Handbook of Translation Studies*-Beitrag *Literary Studies and Translation Studies* (2010) als „one of the most influential books in the discipline’s modern history“ (URL) beschreibt. Auch Tourys Beitrag auf dem für die Entwicklung der heutigen Translationswissenschaft ebenfalls grundlegenden Symposium *Literature and Translation 1976* in Leuven wird im Jahr 2017 postum (im Nachruf auf Toury in *Target*) als „the most substantial innovation“ hervorgehoben (Lambert in: Delabastita et al.: 2017: 3).

Die gegenwärtige Forschungslandschaft gestaltet sich freilich anders und der Höhepunkt der explizit auf die DTS bezogenen Forschung lag in den 1990er Jahren (vgl. Rosa 2010: URL). Es sind vor allem der Cultural Turn in den 1990ern sowie die starke Entwicklung translationssoziologischer Frage-

stellungen in den letzten zwei Jahrzehnten zu nennen.<sup>9</sup> Die heutige Translationswissenschaft ist genauso wie die Literaturwissenschaft heterogen und konzentriert sich gegenwärtig auf solche Themen wie Macht, Politik, Ideologie, Identität, Gender usw. wobei die Thematik der Machtrelationen als übergreifend für all diese Aspekte beschrieben werden kann.<sup>10</sup>

Auch wurde Tourys Ansatz auf vielfältige Weise kritisiert (für seinen Positivismus, einseitige Fokussierung auf die Zielkultur, mangelnde Selbst-Reflexivität usw.).<sup>11</sup> Dennoch wäre es keine Übertreibung zu sagen, dass die DTS den Boden für den Cultural und Soziological Turn in der Translationswissenschaft bereiten haben und dass – über die rein symbolische Funktion einer Gründungsgestalt hinaus, die einen in der Einleitung angesprochenen „shared ground“ der Disziplin metonymisch repräsentiert – auch direkte konzeptuelle Filiationen in die Gegenwart ausgemacht werden können. Denn wie Rosa in ihrem *Handbook of Translation Studies*-Artikel zur DTS (ebd.) zusammenfasst:

Toury suggests DTS should focus on what translation is and does, and on the *contextual reasons* for what it is and does. Although including micro-textual studies, this approach clearly stresses the need to focus on the wider picture in order to encompass how translation (as product, process and function) is related to the *sociocultural context* in which it occurs. (Ebd., Herv. d. A. T.)

Toury schlägt also genau das vor, was Studien zu Machtrelationen, Ideologie, Gender, Identität, postkolonialen Aspekten usw. trotz ihrer thematischen und methodischen Vielfalt gemeinsam haben. Deswegen ist Rosa auch zuzustimmen, wenn sie schreibt:

[...] the target-orientedness of DTS and especially what has been identified as perhaps Toury's main legacy – the concept of norms, as a particularly operative theoretical interface between translation and context – has opened up the possibility for the consideration of translation as a social activity, constrained by prestige and the power relations in force both within specific target culture situations and within a network of intercultural relations. (Ebd.)<sup>12</sup>

<sup>9</sup> Der mittlerweile kaum überschaubare Bereich der Forschung im Zusammenhang mit Digitalisierung und KI-Themen, der in den letzten Jahren massiv an Gewicht gewonnen hat, bleibt hier notwendigerweise ausgeklammert.

<sup>10</sup> In einer der aktuellen Nummern der Zeitschrift *Target* behaupten Baumgarten und Cornellà-Detrell stellvertretend für die Disziplin: „Most of what we do in translation studies, and anywhere else in the Humanities and Social Sciences, is to analyze the manifold facets of *power*“ (Herv. d. A. T.) und stellen, rückblickend auf die letzten Jahre/Jahrzehnte in der Entwicklung der Translationswissenschaft, fest, dass es bis jetzt mindestens zwei neue „Turns“ gegeben hätte: „power turn“ und „ideological turn“ (Baumgarten / Cornellà-Detrell 2017: 193).

<sup>11</sup> Vgl. Dizdar (2000) und Rosa (2010).

<sup>12</sup> Dass Tourys DTS die Grundlage gelegt haben für den „sociological turn“ gerade in dem Bereich der Translationswissenschaft, der sich mit dem literarischen Übersetzen

Es ist daher nicht überraschend, wenn Delabastita im Zusammenhang mit der Soziologisierung der Translationswissenschaft anmerkt:

As it happens, many descriptively oriented scholars taking an interest in the occurrence, distribution and impact of translated literature now seem to have increasing recourse to sociological models [...]. (Delabastita 2011: URL)

Was den Funktionalismus oder besser gesagt das funktionale Denken<sup>13</sup> angeht, so spielt dieses, aus strukturellen und institutionsgeschichtlichen Gründen prominent in der Lehre vertreten, zwar keine dominante Rolle in der gegenwärtigen literaturbezogenen translationswissenschaftlichen Forschung. Die nachfolgende Auseinandersetzung damit ist aber aus einem anderen Grund relevant für den hier unternommenen Versuch, eine um Nicht-Reduktionismus bemühte Herangehensweise an das literarische Übersetzen zu entwickeln. Sie steht im Zusammenhang mit der innerhalb der Literaturwissenschaft geführten Diskussion um die Bestimmung von „Literarizität“ von Texten und das prinzipiell A-Funktionale von Literatur. Diese Auseinandersetzung wird dabei vor allem aus zeichentheoretischer Perspektive erfolgen, indem sie die semiologischen Implikationen – also implizite Grundannahmen über den Zusammenhang von Zeichen, Sprache, Kommunikation, Subjekt und Gesellschaft – des Toury’schen Ansatzes sowie des funktionalen Denkens aufzeigt.<sup>14</sup>

Flankiert wird diese Darstellung von einer Betrachtung über die „Literarizität“ (des literarischen Übersetzens) in ihrer konkreten historischen Situiertheit in modernen abendländischen Gesellschaften sowie von einer Analyse der Struktur und der Wirkungen des ebenfalls historisch gewachsenen abendländischen Konzepts der „Originalität“ im Teil II, wie sie in verschiedenen

---

beschäftigt, merkt auch Merkle an (2008). Die Kompatibilität zwischen Tourys Modell der zielkulturellen Normen und späteren explizit soziologischen Fragestellungen, etwa im Zusammenhang mit Bourdieus Habituskonzept oder der „structure vs. agency“-Diskussion, zeigt anschaulich der Aufsatz von Meylaerts (2008).

<sup>13</sup> Ich fasse das funktionale Denken in der Translationswissenschaft breiter als das, was das Textkorpus und die Autorennamen üblicherweise umfassen, die programmatisch für den Funktionalismus stehen. So würde man z. B. Theo Hermans nicht dem Funktionalismus zuordnen, wie etwa Christine Nord oder Hans Vermeer. Dennoch verknüpft Hermans im Vorwort zum oben erwähnten Sammelband *The Manipulation of Literature* den deskriptiven und zielkulturorientierten Ansatz mit einer dezidierten funktionalen Perspektive: „The new approach tries to account in functional terms for the textual strategies that determine the way a given translation looks, and, more broadly, for the way translations function in the receptor (or target) literature“ (Hermans 1985: 13). Diese Ausführung ist nicht nur vom funktionalen Denken der Translation geprägt, sondern auch als explizite Hinwendung zum letzteren zu verstehen.

<sup>14</sup> Insofern geht es in der vorliegenden Arbeit auch nicht darum, die Entwicklung innerhalb des (enger gefassten) Funktionalismus oder gar auf die Theoriebildung bei einzelnen Autoren des Funktionalismus in ihrer diachronen Variabilität zu analysieren.

Diskursen über „Neübersetzungen“ zum Ausdruck kommen. Es wird also zu prüfen sein, inwiefern die unkörperlichen Entitäten „(Ziel-)Kultur“, „Funktion“ oder „Original“ translatorische Körper „zurichten“ und wie man ausgehend von deren Analyse und Kritik der Mannigfaltigkeit translatorischer Formen besser gerecht werden kann.

Das Abendland oder das, was Roland Barthes als „Überzivilisation des Abendlandes“ (Barthes 1988a: 18) bezeichnet, ist im vorliegenden Zusammenhang nicht als kulturgeographischer Ort zu verstehen, auch wenn es, wie Barthes sich ausdrückt, „historisch“ und „geographisch“ lokalisiert werden kann (mit dem antiken Griechenland als deren „Wiege“). Schon gar nicht ist es mit so etwas wie „westeuropäischer Kultur“ zu verwechseln, von der im Beispiel mit deutschen Übersetzungen finnischer Literatur weiter unten die Rede sein wird. Mit diesem Begriff ist ein abstrakter Resonanzraum gemeint, in dem eine bestimmte „Ideologie der Form“ (ebd.) vorherrscht, die „über den inhaltlichen Ideologien und den direkten Determinationen der Geschichte“ (ebd.) (und ich würde hinzufügen: Determinationen der jeweiligen nationalen Geschichten) existiert und an der lokale, also geographisch konkrete Gesellschaften in verschiedenem Maße und nach unterschiedlichen „Zeitschemata“ partizipieren können. Diachron lassen sich – insbesondere im Hinblick auf die Diskussion des Literarischen (s. Abschnitt 3 unten) – in diesem Resonanzraum Barthes zufolge zwei Phasen unterscheiden, die man die rhetorische und die post-rhetorische nennen kann und deren Scheidelinie in den abendländischen Gesellschaften Deutschland, Frankreich und England von den meisten heutigen Autoren im 18. Jahrhundert verortet wird (Näheres dazu im Teil II im Zusammenhang mit dem Originalitätsdenken). Dies ist wie gesagt im Hinblick auf historische, geographische und kulturelle Konkreta ein in höchstem Grade abstrakter Raum, mit dem keine historisch-kulturellen Aufteilungen geographischer Räume, die man „Länder“ nennt, „kompromittiert“<sup>15</sup> werden sollen.

So bildet z. B. das linguistisch-poetologische Werk des russischen Universalgelehrten Lomonosov (insbesondere seine *Ritorika* (1748), *Rossijskaja Grammatika* (1755) sowie seine *Teorija trech štilej* (Theorie der drei Stile)) ein geradezu klassisches Beispiel für die „Ideologie der Form“, wie sie in der rhetorischen Phase wirksam war: „eine subtil verkettete Maschine, [ein] Baum von Operationen, ein ‚Programm‘ zur Diskurserzeugung“ (Barthes 1988a: 19). Und es ist auch klar, dass Lomonosov seine Ideen freilich nur entwickeln konnte, weil er antike und „westeuropäische“ Kultur rezipiert hat. Es lassen sich auch verschiedene werkbiographisch konkrete Filiationen der Lomonosov’schen Rhetorikmaschine ausmachen: zuallererst der Rhetorik-Kurs auf Latein, gehalten von Porfirij Krajskij (1707–1768), einem Mönch aus dem Südwesten des Zarenreichs und späterem Bischof in verschiedenen Eparchien Russlands; sodann die Vorlesungen des Marburger Professors für „Geschichte und Beredsamkeit“ Johann Adolph Hartmann (1680–1744); nicht zuletzt auch Gottscheds Schriften, mit denen sich Lomonosov während seines Studiums in Marburg beschäftigt hat (Lomonosov 1952: T. 7, 790f.; zu Hartmann vgl. Wegele 1879).

<sup>15</sup> Ein Ausdruck Barthes’, vgl. den Abschnitt *Dort* in seinem „Japan“-Buch *Das Reich der Zeichen* (Barthes 1981: 13–16).

## 2. Deskriptiv, aber nicht systemisch

Tourys deskriptiver Ansatz, den er „target oriented“, also „zielkulturorientiert“ nennt, kann in nuce als „kulturalistischer Monadismus“ umschrieben werden, der weitgehend Sprachräume und „Kulturen“ identifiziert. Die zugrundeliegenden Präkonstruktionen lassen sich anhand der Art eruieren, wie Toury in seinen Ausführungen die Relation zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen, dem partikularen empirischen Detail und dem expliziten übergreifenden Beschreibungsmodell konzeptualisiert.

Tourys Vorstoß ist, wie seinen ziemlich deutlichen Formulierungen zu Beginn des für DTS zentralen Buches *Descriptive Translation Studies – and Beyond* entnommen werden kann, vor allem disziplinpolitisch zu verstehen. Sein Vorhaben soll dem von ihm bemängelten Zustand der Translationswissenschaft entgegenwirken, den er mit folgenden Worten beschreibt: „today’s discipline is a remarkably heterogeneous series of loosely connected paradigms“ (Toury 2012: 17). Und dieser Disparatheit möchte er begegnen, indem er für eine „kontrollierte Evolution“ („*controlled evolution*“) der Disziplin (ebd.: 4, Kursivierung im Original) plädiert. Dabei bedient er sich der Sprache des Alternativlosen:

[T]here is no escape from proceeding from the assumption that [translational] functions, processes and products are not just ‘related’, in some obscure way, but rather, *form one complex whole whose constitutive parts are hardly separable from one another [...]*. (Toury 2012: 5, Herv. im Original)<sup>16</sup>

---

<sup>16</sup> Einen noch radikaleren Vorstoß in Richtung „kontrollierter Evolution“ und Überwindung von Heterogenität (im negativen Sinne verstanden als Disparatheit) ist etwa im von ATISA (American Translation and Interpreting Studies Association) formulierten Call for Papers „Toward a Comparative Translation and Interpreting Studies“ aus dem Jahr 2015 nachzulesen (<http://www.atisa.org/call-for-papers-cts>, letzter Zugriff 20.02.2016), aus dem ich in extenso zitieren möchte: „Translation and Interpreting Studies (TIS) today is a discipline that has accumulated a large body of knowledge, both theoretical and empirical, about translation and interpreting. Starting from the last decade of the twentieth century, TIS has also *overcome* its original focus on the praxis and theories of translation and interpreting in Europe and North America and embraced postcolonial approaches. *Yet there is another step to be made – a methodology for overcoming area-restricted isolationism needs to be developed.* Today, translation/interpreting practices and their theoretical conceptualizations are limited to a specific language combination, a country or, at most, a region. This restricted view, however, is only an ancillary stage which *should lead to a generalized comparative study of translation/interpreting*“ (Herv. v. A. T.). Was die Translationswissenschaft also brauche, sei eine theoretische Super-Generalisierung, die deren intrinsische Heterogenität als schlechten Isolationismus hinter sich lasse, weil sie das „should“ und weil das „is to be made“. Man kann an dieser Stelle nicht umhin, an die totale Sprache des transnationalen Kapitals zu denken, welches im Namen der „Überwindung“ von allem, was für sein Operieren

D. h. anstatt sich zunächst hinreichend mit der eventuell nicht auf einen Nenner zu bringenden empirischen Mannigfaltigkeit translatorischer Phänomene zu befassen – dass es Gründe gibt, diese unüberbrückbare Heterogenität gerade in Bezug auf den translatorischen Bereich anzunehmen, soll weiter unten aufgezeigt werden – wird von vornherein ein zusammenhängendes Ganzes unterstellt, welches die Empirie „regiere“. Folglich ist es nur konsequent zu behaupten, dass nur wenn man dieses „globale Ganze“ anvisiere und die Forschung in einem vereinheitlichten Rahmen („unified framework“) vollziehe, man überhaupt eine Chance habe, „to gain true insight into the intricacies of translational phenomena“ (Toury 2012: 5).

Dies Alternativlose resultiert wohl zum Teil aus von Toury bewusst gesetzten axiomatischen Prämissen (vielleicht verhält es sich aber auch umgekehrt und die Akzeptanz des Alternativlosen lässt diese Prämissen als etwas Selbstverständliches erscheinen). Die Basis seiner Arbeit bildet die Überzeugung, dass

the position and functions that translations (as entities) and translating (as an activity) are designed to have in a prospective target culture, *the form a translation would have* (and hence the relationships that would tie it to its original), and the strategies resorted to during its production constitute an *ordered set rather than a mere congeries of disconnected facts*. Having accepted this as an axiom, it is interdependencies that will be the focus of our attention [...]. (Toury 2012: 18, Herv. v. A. T.)

Auf die Ebene abstrakter Logik „heruntergebrochen“ kann man sagen, dass es in diesem Modell ein kohärentes Ganzes gibt, welches aus zwei miteinander verbundenen Seiten/Räumen besteht: einem supratextuellen *Außen*, in dem Entitäten (Texten bzw. ihren materiellen Manifestationen: Editionen) und Handlungen Plätze und Funktionen zukommen, sowie einem intratextuellen *Innen* der Form („*the form a translation would have*“)<sup>17</sup> bzw. einem intrasubjektalen *Innen* des Verhaltens, welches ebenso von der Form beherrscht ist (das, was Toury „patterns“ nennt: „decisions tend to be highly patterned“, ebd.: 179). Die systemische Kohärenz ist dabei gleich dreifach vorhanden: sie regiert zunächst den Raum des Außen, insofern es ein zusammenhängendes

---

nicht global genug ist, permanent vom Alternativlosen spricht und in diesem Sprechen tautologisch wird, weil es nur sich selbst als ernstzunehmende Bezugsgröße akzeptiert.

<sup>17</sup> Mit dem Begriff „Form“, den ich von Toury übernehme und der bei ihm allerdings eine eher akzidentielle Rolle spielt, wird die Tatsache bezeichnet, dass jedes *Translat auf eine distinkte Art so und nicht anders (geworden) ist*. Es impliziert also den Umstand, dass von einem Original mehrere (prinzipiell unendlich viele) *Translate* angefertigt werden können, die sich voneinander *unterscheiden*. Dabei steht die Form nicht so sehr in Opposition zu irgendeinem Inhalt, sondern eher zur *Materie* bzw. *Material*, aus der/dem die Übersetzungen angefertigt werden (sprachliche Materie, Ausgangstext-Material). Nicht übernommen wird dagegen Tourys kulturalistische Begründung für dieses je unterschiedliche Geformt-Sein (s. weiter unten).